Morgenfrische

Küsnachter Kindheitserinnerungen

Gertrud Trindler-Beckert

Vom Dachreiter der nahen Kirche war das gläsern helle Bimmeln des Betzeitglöckleins zu vernehmen. Die Dorfstrasse erwachte langsam aus dem nächtlichen Dunkel, als ich fröstelnd und schnellen Schrittes an der Hand meines Vaters über das holprige Kopfsteinpflaster geführt wurde, vorbei an Tante Rösis Geschirrladen; am Schuhgeschäft Dosenbach, der Drogerie Stärkle, wo wir Kinder immer mit Bärendreck beschenkt wurden – obgleich uns Schokolade lieber gewesen wäre – und das kleine Geschäft an der Ecke des Gemüsehändlers bereits hinter uns.

Der Gang über das verflixte Kopfsteinpflaster verursachte ein widerlich hemmendes Gefühl in meinem Bauch; hart stiessen die Steine gegen meine kleinen Schuhe, und ich fürchtete jedes Mal, gleich hinzufallen und mir wieder die Knie blutig zu schlagen, wie schon öfter.

Die störrischen Steine begannen eigenartigerweise gerade kurz vor dem Geschirrladen dieser etwas schrulligen alten Dame, die ich immer nur als Tante Rösi kannte, jedoch nie so genau wusste, wie und warum wir ausgerechnet mit einer Geschirrladenbesitzerin verwandt sein sollten, wenn auch nicht nahe verwandt, wie mir meine Mutter glaubhaft versicherte.

Eingehüllt im dämmrigen Licht ihres Ladens, das lediglich durch das einzige Schaufenster ins Innere fiel, türmten sich hinter einem hohen Ladentisch meterhohe Regale randvoll mit Gläsern, Tellern, Schüsseln, Töpfen, Deckeln und was der Küche weiter dienlich war. Zwischen all diesen Kostbarkeiten, die wir Kinder unter keinen Umständen berühren durften, stand die hagere, grauhaarige Gestalt, die steife Arbeitsschürze vorgebunden, in ihrem Reich, das sie selbstherrlich, launenhaft, selten freundlich, oft barsch, als Fräulein führte, denn offensichtlich hatte in der Jugend des Fräuleins weder ein Seminarist von der Lehrerbildungsanstalt auf der gegenüberliegenden Seite des Dorfbaches noch ein anderer junger Herr den Weg in den Geschirrladen gefunden.

So blieb es beim Fräulein – und sowohl die Macht über Pfannen und Töpfe als auch über das stattliche Haus an der Dorfstrasse blieb von Unbefugten gänzlich unangetastet allein in ihren Händen.

Nur ein einziges Mal vermochte die gestrenge Erscheinung meiner kindlichen Gunst teilhaftig zu werden, als die Dame, sei es aus einer ihrer Grillen heraus oder aus einem seltsamen Anflug von Güte, uns Kinder mit Orangen-Geleeschnitzen beschenkte. Wir wussten nicht, wie uns geschah, und umklammerten mit zitternden Händen das unverhoffte Glück.

Der Morgen war frisch, schnellen Schrittes eilten Vater und ich am Uhrmachergeschäft vorbei. Monsieur Perregaux war noch nicht an der Arbeit. Seine Erscheinung war so akkurat und ganggenau wie seine Uhren, grauhaarig, eckig, mit kantigen Gesichtszügen im weissen Mantel, die Lupe wie ein drittes Auge auf der Stirn, war ich mir nie ganz sicher, ob er letztere zum Schlafen ablegen würde.

Blick vom Garten des Hauses «im Bodmer» über die mit Reben bepflanzte Nachbarliegenschaft von Heinrich Brunner «zur Heimat» auf die reformierte Kirche. An der Stelle des kleinen Weinbergs steht heute das reformierte Kirchgemeindehaus. (Aquarell von Otto Beckert, 1953: vgl. Jahrheft 2001 «Ein Küsnachter im Ersten Weltkrieg»).

Auch seine Nachbarinnen, die «Taucherli», zwei liebenswürdige, in die Jahre gekommene Fräuleins, die noch immer dunklen Haare streng nach hinten gekämmt und im Nacken zu einem Knoten gebunden, täglich die Seminaristen mit Schreibwaren eindeckend, hatten die Läden noch geschlossen. Im Strickwarengeschäft nebenan schwieg das Klappern der Nadeln. Nur aus der Wirtschaft mit dem prächtigen Wirtshausschild – ein goldener Ochse – drang schon Licht, Tische und Bänke bereit, Frühaufsteher mit dampfendem Kaffee zu bewirten.

Wir überquerten die Brücke des Dorfbachs, der an jenem Morgen gemächlich und sanft über die Stufen plätscherte. Niemand würde bei diesem ruhigen Wasser glauben, dass vor grauer Vorzeit bei einem Unwetter braune Fluten das Dorf verwüstet hatten.

Vor der Kirche stand wie ein mächtiger Schutzschild der riesige Mammutbaum, der viele Jahre später schütter vor Alter und Krankheit der Axt zum Opfer fallen sollte. Vom gegenüberliegenden Bachufer erklangen die ersten Hammerschläge aus der Schlosserei, die sich ablösten mit dem verzweifelten Muhen eines Kalbes, das im Hinterhof der Metzgerei just neben der Kirche seinem nahen Ende auf der Schlachtbank entgegensah.

So vermengten sich die Geräusche des Lebens und des Sterbens im erwachenden Dorf, als der Kies unter unseren Sohlen knirschte und wir alsbald die Stufen erreichten, die zur Haustüre des stattlichen Bodmer-Hauses führten.

Aus den Fenstern der zu ebener Erde liegenden Malerwerkstatt drang bereits Licht und ein emsiges Treiben war zu vernehmen zwischen Farbkübeln, bauchigen mit Salmiak gefüllten Korbflaschen und verwitterten Fensterrahmen und -läden, die geduldig auf einen neuen Anstrich warteten.

Im Vorbeigehen grüsste zu unserer Rechten auch das alte Waschhäuschen, in dessen Mauern jeden Monat die Frauen des Hauses im Dampf zu verschwinden drohten. Zwei Tage dauerte jeweils die Waschprozedur. Nachdem Tische und Betten von allem Linnen befreit worden waren, lag die Wäsche bereits am Vorabend in den tiefen metallenen Trögen in der Einweichlauge, um im Morgengrauen in den siedend heissen Seifensud im Kupferkessel gestossen zu werden. Dampf und Hitze erfüllten den Raum; die Frauen in Stiefeln und Holzschuhen, das Haar unter Kopftüchern verborgen, stachen mit Holzstösseln in das heisse Gut oder schrubbten Wäsche auf dem Waschbrett.

Das Mittagessen an solchen Tagen war von langer Hand vorbereitet, denn die Wäsche erforderte die ganze Aufmerksamkeit der Hausfrauen.

Bevor wir die Haustüre erreichten, erspähte ich Grossvaters Fahrrad, angelehnt an die Scheunenwand. Grossvater war also noch zu Hause, obwohl er immer sehr früh zur Arbeit radelte. Im blauweiss gestreiften Überkleid bestieg er jeweils seinen alten Drahtesel, nicht ohne vorher seine Hosenstösse sorgfältig mit Klammern zusammengeheftet zu haben, damit sich das Tuch nicht im Rad verfing.

Das Schönste an der Haustüre war der Glockenzug. Ein geschweifter, blank polierter Messinggriff hing an einem Drahtzug, der zur Glocke im Flur des Hauses führte.

Zu meinem Leidwesen war es mir nicht erlaubt, aus Leibeskräften zu schellen, obwohl dieser Glockenzug jedes Mal schelmisch dazu einlud.

Das Glockenzeichen, das einen Gast ankündigte, war der Familie des Hausherrn vorbehalten. So schritten wir – ohne zu läuten – geradewegs durch den geräumigen, dunklen Flur, nur ein kurzes Klopfen an Grossmutters Stubentür verriet unsere Ankunft.